



Franz **Hessel**

Romane

SÄMTLICHE WERKE
BAND 1




IGEL VERLAG
HAMBURG

Bd. 1: Romane. Hg. von Bernd Witte
ISBN 978-3-86815-669-0
2. aktualisierte und erweiterte Auflage 2014

© IGEL Verlag *Literatur & Wissenschaft*, Hamburg, 2014
Alle Rechte vorbehalten.
www.igelverlag.com

Igel Verlag Literatur & Wissenschaft ist ein Imprint der Diplomica Verlag GmbH
Hermannstal 119 k, 22119 Hamburg
Printed in Germany

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diesen Titel in der Deutschen Nationalbibliografie.
Bibliografische Daten sind unter <http://dnb.d-nb.de> verfügbar.

DER KRAMLADEN DES GLÜCKS

Roman

Erstes Buch

Es war früher Morgen. Der kleine Gustav saß allein und herrlich auf dem hellen Holz des Fußbodens. In der Luft war noch Staub und süßer Duft des gestrigen Festes, von dem er im Einschlafen Tanzmusik und Lachen gehört hatte.

Er sah empor zur Decke. Da hingen die bunten Ballons, die gestern die Tafel überschwebt hatten. Sie wedelten und winkten mit den kurzen Bindfäden. Und einer kam nun langsam ein Stückchen herab, herab zu ihm. Das Kind sah unablässig hinauf. Wie schön sie waren, die runden Sonnen, die bunten kreisenden Sonnen.

Da wehte ein frischer Luftzug herein. Und in duftigen Morgenkleidern kamen große Mädchen. Eine hob ihn auf, an ihrem Kleid entlang bis an ihre Brust, und küßte ihn und hob ihn noch höher. Da streckte er den Arm aus und erreichte den Faden des sinkenden Ballons. Und langsam zog er die Schimmerkugel näher. Am Ende würde sie singen wie der große Tanzkreisel vom Weihnachtsfest. Er wollte sie streicheln und griff zu.

Da klebte was Widriges an seinen Fingern und schrumpfte und ward ein garstiges altes Gesicht. O, Ekel! Ekel!

Gustav heulte so unartig, daß das große Mädchen ihn ärgerlich auf den Boden setzte und fortlief. Er heulte weiter und hielt die klebrigen Finger gespreizt in die Luft.

Es war ganz recht und begreiflich, daß nun auch noch der böse Mann kam. Er stand erst nur in Hemdärmeln an der Tür und spuckte in die Hände. Dann hob er den einen Fuß. Daran war ein Klotz mit einer lappigen Bürste. Er setzte ihn nieder und glitt hastig ruckweise über das Parkett hin, und mit dem andern Bein rückte er immer nach.

So kam er gleitend und rutschend näher, furchtbar langsam näher und grinste. Er wußte wohl schon, daß Gustav sich nicht rühren konnte. Er ließ sich Zeit. Aber noch ehe er ganz nahe war, erschien die Mutter. Die trug das zitternde Kind aus dem Bereich des Bohners fort.

Herr Behrendt hob seinen kleinen Gustav empor und setzte ihn auf das Lederkissen des Drehschemels.

Ein beflissener Kommis schraubte den Sitz in die Höhe, so daß Gustav nach einigen lustigen und schwindligen Kreisfahrten so weit em-

porkam, daß er seine runden Händchen auf das Pult legen konnte. Nachdenklich besah er, was auf dem Pulte zu sehen war.

Ihn freuten die roten, blauen und schwarzen Linien des aufgeschlagenen Kontobuches. Und er fuhr mit dem Zeigefinger der Linken langsam und sorglich an einer Vertikalen entlang. Die suchende Rechte aber fand und griff einen großen Bleistift, mit dem es ihm gelang, rote Strichlein und Punkte auf das Papier zu bringen. Als er bemerkte, was so ein Stift leistete, wurde er wilder und zog so heftige Linien, kreuz und quer, irr und schief übers Blatt, daß ihn der Vater eilig herunternahm. Der Entthronte zeichnete noch eine Weile in der Luft weiter. Dann sah er den Vater vorwurfsvoll an und ließ den Bleistift fallen.

Während Herr Behrendt zu seinem Schreibtisch ins nächste Zimmer ging, übernahm der alte Kontorbote Carow den Kleinen und führte ihn zur großen Presse.

Gustav sah den Alten an blinkenden Griffen hantieren und freute sich, wie die Schicht der Papierbogen zu den vielen schwarzen Zähnlein emporstieg.

Das Schwerzusammengedrehte kurbelte Carow leicht und munter los und zeigte dem erstaunten Kinde auf einem Bogen das blaue Wunder der Kopiertinte.

Ein schrilles Klingeln erscholl, und dann rief der Vater. Gustav lief zu seinen Knien und wurde auf den Schoß gehoben. Ein blanker Stab kam ihm mit zwei Schlünden an Ohr und Mund. Darin wehte und sang erst der Wind wie in den Telegraphenstangen der Chaussee, an denen er auf dem Sonntagsspaziergang lauschen durfte. Und dann mit einemal war die Stimme der Mutter da, ganz nah. Gustav schaute sich um, wurde ängstlich: nur ihre Stimme war da und war nur in dem Schallding in des Vaters Hand.

Der Vater lachte und sagte: „Sprich doch zur Mama. Sie ruft dich.“

„Mutter“, rief Gustav, „ich will zur Mutter.“

Und nun wollte er gleich heimgebracht werden, mochte nicht mit den kleinen Säckchen voll verschiedener Getreidekörner spielen, die als Warenprobe auf dem Schreibtisch standen und deren Art und Herkunft Herr Behrendt gern seinem kleinen Sohne erklärt hätte.

Die kränkelnde Mutter war meistens in dem dunklen Hinterzimmer, wo die Betten der Eltern standen.

Da war das Licht des Tages verhängt von grünen und grauen Vorhängen. Als Gustav diese einmal neugierig zurückstreifte und auf Zehenspitzen stehend an das niedere Fensterbrett langte, faßte er an große irdene Töpfe. Darin waren Tulpenzwiebeln, die er dann oft betrachtete und zaghaft berührte. Daß solche verschlossene Blätter Blüten bargen, erfuhr er erst viel später.

Am Betthimmel des elterlichen Lagers entdeckte er früh mit Erstaunen und Andacht zwei schwebende goldne Engel. So oft die Mutter ihn aufhob, sah er die Engel an. Dann regten sie sich und strebten zur Decke empor. Und die Schlangen der großen Hängelampe ringelten und züngelten aus der Mitte des Zimmers zu ihnen hinüber. Der Spiegel drüben auf der Toilette strahlte ihren Glanz in fließendem Glasgold zurück. Von der Kommode sahen die beiden Gipsbüsten mit weißen Augen nach ihnen. Die Engel schwebten hoch oben.

Aber einmal fragte Rudolf, der ältere Bruder, die Mutter, neben deren bunten Schuhen er auf der Fußbank saß – Gustav saß auf ihrem Schoß –: „Mutter“, fragte er und sah mit großen braunen Augen empor, „was tun die Engel?“

„Sie fliegen und heben den Vorhang empor.“

„Aber sie können doch gar nicht fliegen, sie sind ja festgeklebt“, wußte Rudolf.

„Du bist ein Naseweis“, sagte die Mutter.

Aber er behielt doch recht, der Bruder Rudolf. Und von nun an hingen die armen gelben Engel angeleimt und konnten nicht hinab noch hinauf.

Im Garten hatte Gustav einen Lieblingsplatz, einen Rasenfleck nicht weit von der Laube, wo die Erwachsenen saßen, und ganz nahe bei dem Beet mit den Stiefmütterchen, die ihn anblickten wie Gesichter.

Von da schaute er den Spielen der älteren Kinder zu. Die Jungen jagten an ihm vorüber, ohne ihn anzusehn. Die Mädchen lachten ihm zu und klatschten für ihn in die Hände.

Manchmal blieben sie auch bei ihm und nahmen ihn auf den Schoß. Aber nur eine verstand es, ihn richtig zu setzen. Das war die große braunhaarige Bertha. Bei ihr saß er still und sicher. Sie schaukelte nicht hin und her. Sie schwatzte nicht zu ihm wie die andern kichernd unverständliche Lustigkeiten. Sie ließ ihm ihren Schoß und sprach inzwi-

schen da oben ruhig weiter. Gustav sah bedächtig zu ihrem Hals und Mund hinauf.

Aber es gab da eine kleine Goldblonde, rund und flink wie ein Kätzchen. Sie wurde Mieze genannt. Die mochte es nicht, daß er so behaglich saß, und störte ihn mit Erschrecken und Kitzeln und tausend niedlichen Quälereien aus seiner Ruhe auf.

Schließlich wurde es ihm dann zuviel, und er verließ den Schoß der Bertha, um der Neckerin Mieze nachzulaufen. Die war viel schneller, und der Wettlauf endete meist damit, daß Gustav auf die Nase fiel und weinte. Dann kam die Mieze und war gut und zärtlich zu ihm. Aber so mochte er sie gar nicht. Es war ihm lieber, wenn sie lief und ihn auslachte. Zum Gutsein war ja die große Bertha da.

Draußen war Sommer. Aber die Mutter konnte nicht mit in den Garten. Darum blieb Gustav am liebsten bei ihr.

Sie saß am Fenster im Lehnstuhl auf vielen Kissen. Die Gardinen blieben heruntergelassen vor den weit offenen Scheiben. Gustav saß neben den Füßen der Mutter auf der kleinen Fußbank.

Den ganzen Vormittag floß das Licht in einem schmalen Trichter grauglänzend herein. Darin tanzten immerfort tausend Stäubchen rund herum.

Manchmal kam der Bruder Rudolf herein und rief ihn hinüber ins Kinderzimmer, die Damen und Ritter anzuschauen, die er für sein Theater bunt bemalt und ausgeschnitten hatte. Aber Gustav sah die Puppen kaum an und lief wieder zurück zur Mutter und zu dem Sontentrichter.

Draußen war Winter. Die Mutter saß immer noch am Fenster. Die Gardinen waren jetzt hochgezogen vor beschlagenen Scheiben. Weiße Blumen und Blätter sah das Kind eines Morgens in der Scheibe schimmern. „Reif“ nannte das die Mutter und sagte dazu das Wort „schön“. Dies vornehme gedehnte Wort blieb lange Zeit in seinem Geist mit der unbestimmten Vorstellung von etwas Außergewöhnlichem verknüpft.

Das Kind war krank. Sein Bett stand neben dem Lager der Eltern an der Seite, wo die Mutter lag. Da war sie über ihm in ihren Kissen wie in weißen Wolken.

Halbe Tage lang brannte die kleine Lampe mit dem grünen Schirm; und die Schlangen der dunklen Hängelampe ringelten nun nach unten zum Licht. Gesicht und Hände der Mutter waren immer von Schatten bedrängt. Sie kam und verschwand in einem Nebel. Und war sie fort, so fürchtete sich Gustav vor den Dingen, die im Finstern sind.

Die Gestalten der Menschen, die kamen und gingen, warfen Riesenschatten, die sich an Wand und Decke reckten und bogen.

In diesen Fiebertagen faltete die Mutter zum erstenmal Gustavs Hände und lehrte ihn das geheimnisvolle Wort „Gott“ sprechen und Gott bitten, er möchte ihn wieder gesund machen.

Gustav meinte, der dunkelbärtige Mann, der ihm den Puls fühlte und in den schmerzenden Hals den Löffel zwängte, der wäre Gott. Der konnte also die Worte seines Gebetes hören, ohne sichtbar zugegen zu sein. Er sah ihn also immer, Der im Dunklen.

Das Kind wagte kaum zu weinen, wenn man ihm die ekle Medizin eingab oder wenn die Lampenschlangen in seinen Fiebertraum rollten. Die Tränen, die ihm wider Willen in die Augen traten, küßten die gültigen Lippen der Mutter fort, ehe Gott sie sah.

2

Vater, Mutter, Rudolf und Gustav saßen auf den dickwulstigen Sofakissen in dem schmalen Wanderzimmer, an dem all das Grün und Blau der weiten Welt vorbeikreiste. Hohe Stangen glitten plötzlich auftauchend am Fenster hin. Rauchwolken trieben dick und düster und weiße Wolken licht und fern. Manchmal wurde der ganze Raum eng und dunkel unter drückenden Wölbungen.

Das rasche Gleiten war sehr angenehm; aber wenn es dann langsamer wurde und immer langsamer und der Zug schließlich in tönender Halle mit einem Ruck, der einen zurückwarf, stehenblieb, dann wurde dem Knaben beinahe übel. Die Mutter nahm ihn auf den Schoß und wiegte ihn leise: das war noch süßer als das Gleiten.

Er sah hinaus in die wandernden Wiesen und sah Kühe darauf lagern und Schafe umhergehen und Kühe und Schafe mitgedreht und

fortgezogen mit dem wechselnden Bild. Zuletzt kam die Sonne drüben ganz nahe an die Erde, er konnte sie sehen, ohne ans Fenster zu rücken, und sie wurde immer größer und runder als rund und legte ihren Goldschein auf Hände und Wangen der Eltern, und ihr Goldfluß floß durch die Locken des Bruders, der am Fenster kniete und unverwandt hinaus-sah.

Nachts in dem ungewohnten Hotelbett träumte Gustav, die Mutter höbe ihn auf und trüge ihn fort aus dem Haus. Sie hatte einen langen wallenden Mantel. War es nicht der, den sie immer um die Schultern nahm, wenn sie abends ins Theater ging und ihr Kind noch zum Einschlafen küßte? Aber jetzt wehte er hoch auf, und es waren zwei schwarze Flügel. Und sie waren beide, die riesengroße Mutter und er, fort vom Boden und schwebten hoch. Er fürchtete sich, sie anzusehen, und schloß die Augen. Und wenn er sie von Zeit zu Zeit wieder aufschlug, sah er unten die riesigen Stangen der Bahnfahrt aufstehen, stehen und nach der anderen Seite absinken. Und mit einemmal war es, als kehrten sie sich alle um und verfolgten die Fliegenden. Da stieg die Mutter höher hinauf in ein großes Rauschen hinein.

Und als er aufwachte, war er nicht mehr im Bett, sondern auf einem Schiff über einem Meer. Aber das war noch nicht die Nordsee selber, sagte der Vater, denn in der Ferne war wieder Land zu sehen. Dahin sahen die Menschen auf dem Schiff. Und der Vater hob ihn hoch und zeigte ihm die Insel, wohin sie fahren wollten.

Die Insel wurde immer größer, bekam Berg und Tal und allerlei Farbe. Dächer wurden deutlich zwischen den Bodenwellen, ein Turm wuchs spitz in die Höhe. Und zuletzt stieg aus dem Wasser eine Brücke. Darauf liefen Leute umher und winkten und faßten nach dem fliegenden Tau.

Nun lärmte das große Rad unten im Schiff, und das Wasser wurde schaumweiß wie Seifenwasser in der Waschschüssel. Man stieg ans Land.

Das Häuschen gehörte dem alten Kapitän mit dem Wettergesicht und der Tabakspfeife. Der erzählte den Knaben seine Abenteuer in den chinesischen Gewässern, wo das Meer so laut heult, daß man auf der Kommandobrücke die eigne Stimme nicht hören kann. Auch vom Klambautermann und Gespensterschiff wußte er Geschichten, die Rudolf

sehr gern hörte. Gustav konnte sie nicht besonders leiden, am wenigsten abends vorm Schlafengehen. Das erinnerte ihn zu sehr an den Mummelux: so nannte seine alte Hanne den schwarzen Mann.

Vorm Häuschen war die Straße mit Ziegelsteinen gepflastert. Die waren lustig rot. Darauf spazierte man in hellen Strandschuhen.

Am Strande baute Rudolf eine Sandburg, und Gustav mußte mithelfen. Aber er legte sich lieber in die Düne und ließ den feinen Sand durch die Finger rinnen und stach sich ein wenig mit Lust und Weh an den spitzen Gräsern. Oder er suchte unten am Meer Muscheln und glatte Steine, die er der Mutter brachte. Das Meer selbst, dies viel weite Wasser, blieb ihm einstweilen unheimlich, während Rudolf oft, auf den Spaten gestützt, ganz verloren und ergriffen hineinschaute.

Eines Abends – es war hohe Flut, und in der Ferne spritzte der Schaum bis zu den Sternen hinauf – fragte Rudolf den Vater: „Wohnt Gott da oben auf dem letzten Stern?“

„Gott ist überall“, sagte der Vater.

Da bekam der kleine Gustav aufs neue Furcht vor diesem unheimlichen Doktor Überall und schlich zur Mutter.

Nachts im Traum ging er vom Strand heim. Und mit einemmal kamen die Riesenwellen wie schreiende Krieger des furchtbaren Gottes hinter ihm her, sie schwemmten die Düne an, rannen an den Ziegelsteinen der Straße entlang und flossen gierig leckend in den Garten und ihm in Schuhe und Strümpfe.

Und im Halberwachen betete er zu dem bösen Gott um Gnade und versprach ihm den großen bunten Ball zum Opfer, wenn er seine Wellen heimrufen wollte. Als er dann wach war und sich sicher in seinem Bett fand, war er froh, daß er nicht den kleinen neuen Gummiball versprochen hatte, mit dem sie jetzt immer spielten, und daß sich der gute Gott mit dem großen bunten, der nach mehr aussah, aber schlechter sprang, begnügte.

Dies Opfer warf er dann am nächsten Morgen heimlich und etwas abseits – denn er schämte sich vor den andern – in das ebbende Meer, das ihn verschluckte.

Aber er behielt eine dunkle Furcht vor dem Meer. Und wenn man ihm alle Kleider auszog und ihn in die bösen Wellen führte – der sonst so milde Vater war da unerbittlich streng –, dann weinte er leise und

zitterte. Ihm war bange, es möchte die große Hand des Gottes Überall von unten aus dem Meer nach ihm langen.

Sooft er durfte, blieb er nun bei der Mutter, die immer seltener mit an den Strand kam und tagelang in vielen Kissen und Decken in der Sonnenecke des Gartens saß.

Die Gestalt der Mutter war anders geworden, sie trug weite Kleider, und Gustav durfte nicht mehr auf ihrem Schoß sitzen. Er fragte die alte Hanne, warum er das nicht mehr durfte.

„Auf den Schoß kommt das Schwesterchen“, sagte Hanne, „das der liebe Gott dir schenken wird.“

Die Antwort gefiel ihm nicht sehr.

Und weil er nun selbst nicht mehr auf den Schoß der Mutter durfte, legte er alles, was er Schönes fand, darauf.

Von der benachbarten Wiese holte er die blauen Glockenblumen und den roten Mohn. Aus den blauen Blumen machte die Mutter Kränze, einen für sich und einen für ihn. Die roten band sie mit einem Grashalm zusammen, und er mußte sie in ein Glas stecken und an das Fenster stellen, das sie immer aus ihrer Gartenecke ansah.

Manchmal holte er die Blumen auch weiter her. Er ging auf die große Heide, die sich breit und rot hinstreckte zwischen den weißen Dünenbergen bis zum Himmelsrand. Heideblumen brachte er heim, denen gab die Mutter den seltsamen Namen Erika.

Eines Tages ging der Vater mit Gustav spazieren durch das Dorf, dessen niedere Häuschen wie Kniende in den großen Steindämmen staken. Und sie lasen die alten Jahreszahlen über den Türen.

Da fiel plötzlich ein starker Regen. Gustav zog die Kapuze seines Mantels bis über die Augen und ging als Blinder an des Vaters Hand weiter.

Aber der Vater war heute so wortkarg. Und dem Kleinen wurde angst, und zwar nicht um sich selbst, sondern um die Mutter. Er mußte immer denken, nun sitzt sie im Garten, und es regnet so sehr, daß sie nicht auf kann. Und es gießt und fällt auf ihre Haare und Hände und auf ihren Schoß und auf die Blumen in ihrem Schoß.

Als sie heimkamen, war die Mutter nicht im Garten und nicht in der Veranda. Gustav fragte die alte Hanne: „Wo ist Mutter?“

„Mutter schläft“, sagte sie, „muß schlafen, bis das Schwesterchen kommt.“

Derweil war wieder klares Wetter geworden. Und Gustav wartete den ganzen Tag im Garten, pflückte viele, viele Blumen und häufte sie alle auf die Kissen und Decken des leeren Stuhles.

Am nächsten Tage um die Mittagszeit traf er wieder die alte Magd und fragte: „Hanne, wo ist Mutter?“

„Der liebe Gott hat Mutter weggeholt. Und das Schwesterchen hat er auch weggeholt in seinen Himmel.“

Da wußte Gustav, daß dieser liebe Gott ein arger Gott war, er machte sich unsichtbar und konnte überall sein, um uns zu belauern und wegzunehmen, was wir liebhaben. Aber er mochte noch nicht recht glauben, daß die Mutter schon ganz fort sein sollte.

Und als die andern zum Essen in die Veranda gingen, hielt er sich hinterm Haus verborgen, ob er dem lieben Gott die Mutter nicht doch noch abfangen könnte. Er würde sie ja gewiß hintenherum stehlen über die Küchentreppe.

Er wartete einige Zeit, dann schlich er ins Haus hinein und tappte den dunklen Flur entlang, bis er in das Zimmer kam, in das die Mutter ihn immer die Blumen hatte bringen lassen.

Dämmerlicht war im Raum und Kerzengeruch. Und in der Mitte erhob sich etwas breit und weiß. Das war ihr Bett. Das stand nun mitten im Zimmer. Und über den Decken sah er aus dem weißen Hemd die gefalteten Hände der Mutter kommen, die weißen Finger und die blauen Schattenästlein auf den Handrücken. Und dann nahm er ihr Gesicht wahr und sah, daß die Augen geschlossen waren.

Ihm pochte das Herz im stillen Jubel, daß Gott die Mutter nicht gefunden oder wieder vergessen hatte. Er holte einen Schemel aus der Fensterecke, wo das Blumenbrett war, stieg hinauf, legte beide Hände auf die Decken und wollte die Mutter rufen. Aber die lag so still, daß er nicht sprechen konnte.

Nun sah er auch, daß die Decken Mund und Kinn verbargen. Ängstlich hob er den Arm, um das Laken zu lüften.

Da schlürften Schritte hinter ihm. Er wurde aufgehoben und sah über sich ein runzliges Gesicht in dunkeln Tüchern, einen Finger gebietend am Mund.

Aus den Händen dieses Wesens nahm ihn Hanne, trug ihn in den Garten und gab ihm zu essen.

Herrn Behrendt nahm es wunder, daß sein kleiner Gustav nie nach der verstorbenen Mutter fragte. Er hatte doch so sehr an ihr gehangen. Wenn der Vater mit Rudolf, der nun schon das Gymnasium besuchte, der Mutter gedachte, so nahm der Jüngere keinen Anteil.

Er liebte jetzt seine alte Hanne, besonders morgens, wenn sie aus vielen Runzeln lächelnd an sein Bett kam. Abends war sie ihm weniger angenehm. Er träumte nämlich nicht gut von ihr. Im Traum wurde sie ein Hexenweib. Einmal sah er sie sogar einträchtiglich mit dem Mummelux zusammensitzen auf einem Steinhaufen und Kinderknochen knacken.

Das lag zum Teil an den gruseligen Geschichten, die ihm die Alte erzählte. Hanne wußte nichts von Feen und Elfen wie der Bruder Rudolf. Sie fing nicht an: Es war einmal vor langen Zeiten, sondern: Wenn du die große Allee in Westend ganz zu Ende gehst, kommst du auf eine kahle, unbebaute Wiese. Da ist es abends nicht geheuer ... Oder: In einer kleinen Gasse unten am Hafen wohnt ein böser Schlächtermeister. Das Fleisch ist billig bei ihm. Aber die Mädchen gehen nur ungern dort hin einkaufen. Denn in dem Laden gleich bei der Tür ist eine Falle mit einer hölzernen Klappe zugedeckt ...

Sie wußte von einem Bader, der beim Schröpfen oder Zahnziehen das Blut der Kinder in ein Gefäß auffing und bewahrte. Besonders von dieser Geschichte blieb ein Schauer in dem Knaben. Und als er viel später in anderm Zusammenhang und Sinn das Wort Blutgefäß hörte, war er einer Ohnmacht nah.

Das Wort Blut war ihm zugleich unheimlich und erregend. Hanne hatte ein katholisches Gebetbuch, darin lagen wie ausgeschnittene Klebeblaten allerlei heilige Bilder: Da war die Schmerzensmutter mit sieben Schwertern im Herzen. Aus dem Herzen fielen ein paar lange, schön gestaltete Blutstropfen. Ähnliche quollen aus der Dornenkrone des nackten Mannes, den sie Heiland nannte.

Ob es wohl weh tut zu bluten, dachte Gustav. Und als er einmal allein im Zimmer war, nahm er die Schere von Hannes Nähkasten und ritzte sich am Finger. Mit Andacht und Lust sah er den roten Tropfen quellen.

Freilich, als sich dann die kleine Wunde schloß, blieb von der Freude nur ein verdrießliches Prickeln und Ziehen übrig.

Die alte Hanne sagte: „Morgen schnüre ich mein Bündel und reise fort.“ Aber sie schnürte kein Bündel, worauf sich Gustav schon so gefreut hatte, sondern packte einen großen Strohkorb und eine altväterische Handtasche. Als sie dann den Knaben zum Abschied küßte, war er erst ganz in dem Anblick der schwarzen faltigen Tasche zu ihren Füßen versunken. Mit einemmal sah er ihr ins Gesicht und fragte: „Gehst du zur Mutter?“

Einige Tage war Gustav nun ohne Pflegerin. Im Hause mußte Rudolf auf ihn achthaben, im Garten der alte Carow.

Carow wohnte unten am Fluß beim Speicher. Er verwaltete eine große Waage. Darauf legte er links die mächtigen Kornsäcke und rechts kleine Eisenklötze. Und die kleinen Klötze brachten die großen Säcke in die Höhe. Bisweilen durften die Knaben in den Speicher kommen, wurden zwischen die Säcke gesetzt und mitgewogen. Es war schön zu steigen und zu sinken, bis man in die selige Schwebelage kam, die Gleichgewicht genannt wird.

Von dem vielen Wägen war Carow wohl so ruhig geworden. Er sprach kaum ein Wort.

Wenn er im Garten arbeitete, schaute aus seiner linken Tasche ein riesenhaftes Butterbrot, aus der rechten ein rotes Tuch.

Gustav sah ihm andächtig zu, wie er aus allen Wegen des Gartens die Herbstblätter zusammenscharfte zu dem Kehrthaufer hinter der Laube. Es waren die ersten kalten Tage, und in den Querstäben der Laube knackte der Frost.

Hatte er genug geharkt, dann ging Carow zu den Rosenstöcken und tat Strohkleider um die Stämme für den Winter.

Manchmal hielt er in der Arbeit ein, zog mit magern braunen Fingern das rote Tuch aus der Tasche und wischte sich die Stirn. Dann fuhr er fort, den Sommergarten in eine verhüllte Winterwelt zu verwandeln.

Manchmal sah er zu dem Kinde hinüber.

Vielleicht lachte er ihm zu, vielleicht hatte er nur so viel Falten im Gesicht.

Zu Haus saß der Bruder Rudolf an dem schwarzen Pult und machte Schularbeiten oder las Indianergeschichten. Oder er schnitzte mit seiner Laubsäge aus feinem Holz zierlich durchbrochne Flächen. Dann wieder ging er in den Salon hinüber und spielte Klavierübungen. War er davon müde, so kam er zurück und nahm den „Kopferbrecher“, ein Geduldspiel, vor, oder er baute aus dreierlei Steinbaukasten nach einer schwierigen Vorlage ein Haus. Er hatte immer etwas zu tun. Und nachts schlief er gleich ein und schnarchte, als sägte er im Traume weiter.

Gustav nahm des Bruders weggeworfene Theaterpuppen und alte Holz- und Zinnsoldaten, stellte sie vor sich auf den Tisch und sprach leise mit ihnen. Er besah die Bilder in den großen Bilderbüchern und tat so, als könnte er die Verse darunter lesen, indem er mit dem Finger an ihnen entlangglitt.

Aber da er gar keine Freude an Zusammensetzspielen und Flechtwerk und all den nützlichen Dingen hatte, die erfunden sind, um die Kinder lehrreich und unterhaltend im Spiele für das Leben vorzubereiten, so blieben seine Finger ungeschickt.

Am Boden und im Bereich seiner Hände war die Stube ihm lieb und vertraut. Aber darüber begann eine feindliche Welt. Zwischen den beiden Fenstern hing an der Wand ein Spiegel, in dem die Gesichter tags undeutlich, bei Lampenlicht unheimlich erschienen. Der Rahmen war aus schwarzem Ebenholz und endete oben in einer Fratze, die das Glas einzuschlucken schien.

Die Fenster des Kinderzimmers standen nachts offen. Durch die Spalten der Jalousien glitten oft die dünnen Strahlen des Mondes. Dann konnte Gustav kaum einschlafen. Und fielen ihm die Lider zuletzt vor Müdigkeit zu, so drangen die blassen saugenden Strahlen in seine Träume. Manchmal kroch er im Schlaf aus dem Bett und wachte am Morgen erschrocken in irgendeinem Zimmerwinkel auf.

Einmal träumte er vom Feuer. Er war allein zwischen den Flammen. Die andern hatten sich alle schon auf die Straßen gerettet.

Er stand mit geschlossenen Augen auf, ging durch die Zimmer bis an die Wohnungstür, öffnete sie, glitt die Treppe hinunter und rüttelte am Haustor.

Man fand ihn im Schlaf weinend unten an der Stiege unter der Gasflamme, die nachts das Treppenhaus erhellt.

Der ältere Bruder war fort zur Turnstunde. Gustav sah aus dem Fenster auf den Hof. Da unten spielten die Jungen aus dem Hinterhaus. Sie waren viel merkwürdiger gekleidet als er und sein Bruder. Bunte Flecken hatten sie überall auf Jacke und Hose. Sie trugen farbige gewürfelte Halstücher. Mit ihren Fingern faßten sie in alles Seltsame und Neugierregende, was im Schutthaufen lag und zwischen den Steinen des Hofes sproßte. Er hatte ihnen schon oft mit Sehnsucht zugesehen, und heute, wo niemand auf ihn achtgab, wollte er zu ihnen.

Rasch schlüpfte er die Hintertreppe hinunter. In der Hoftür blieb er stehen. Noch getraute er sich nicht zu den Knaben zu gehen, bis einer von ihnen den Kleinen bemerkte und heranwinkte.

Nun suchte er mit in Müll und Ritzen nach geheimnisvollen Dingen.

Dann wurde Kreisel geschlagen und Murmeln gerollt. Zuletzt spielten sie fangen. Das war das Allerschönste. Die andern waren alle größer und konnten viel schneller laufen als er. Da war es denn wundervoll, mitten im wilden Jagen plötzlich von hinten um den Leib gefaßt zu werden von starken Armen.

Einer war dabei, der lange Wilhelm, der nahm ihn immer in die Höhe, wenn er ihn gefangen hatte, und hob ihn auf die Schulter.

Gustav konnte kaum den nächsten Nachmittag erwarten, um wieder zu den neuen Spielkameraden zu kommen. Als er im Hoftor stand, sah er, daß mehr da waren als gestern.

Einer, den er noch nicht kannte, zeigte mit dem Finger auf ihn und rief ein böses Wort. Und die andern wiederholten es.

Gustav erschrak und fragte den langen Wilhelm, der ihm entgegenkam: „Was ist das, ein Jude?“

Wilhelm lachte gutmütig, drehte sich zu den andern um und sagte: „Er weiß selbst nicht, was er ist.“

Da lachten alle. Dann wurde wieder gespielt wie gestern.

Aber Gustav schlich sich bald fort und kam nie wieder zu den Jungen in den Hof.

Nachts träumte er oft wilde Spiele mit dem langen Wilhelm. Der hielt ihn fest im Arm und preßte ihn so eng an sich, daß das Kind sich nicht regen konnte. Er zog ihn hinter sich her querfeldein durch Was-

serlachen und dann durch die Gosse einer breiten halbdunklen Vorstadtstraße und schlappte mit seinen viel zu weiten Pantoffeln.

An einem trüben Morgen mußte Gustav auch so früh von Hause fortgehen wie Rudolf und in die Schule. Er kam auf die nebedünstende Straße, über der eine kalte rote Sonne hing, vorbei an eiligen blassen Männern und Frauen, und trat in den Hof der kleinen Vorschule, die – ein schmaler Fachwerkbau – neben dem stolzen Stadtgymnasium stand.

Nun mußte er täglich in die häßliche Klasse und hatte seinen Platz in der Bank einzunehmen. Das Ränzel kam ins Schubfach, die Hände auf das schwarz lackierte Brett.

Und dann trat der Herr Lehrer ein, und es hieß aufpassen. Man durfte nicht irgend etwas Anziehendes besehen, die dicken blonden Locken des Arnold Lederer, das spitze Ohr des kleinen Martin oder die Sonnenstäubchen zwischen Fenster und Tafel. Man sollte immerzu in das Gesicht des Herrn Lehrers sehen. Das war wirklich schwer zu machen. Und wenn man hineinsah, wurde man zum Einschlafen müde und hörte kaum noch, was der Mund des Herrn Lehrers vorbrachte.

Das ABC lernte Gustav indessen ganz gern. Die Buchstaben waren so verschieden und jeder neue überraschend. Als die fünfundzwanzig alle vor- und nachgemalt waren, gab es keine neuen mehr. Das war schade, er hätte gerne noch viele, viele Buchstaben gemalt. Statt dessen galt es nun, sie zu Worten zusammenzufügen und eine bestimmte Zeilenhöhe und den Abstand der Worte voneinander einzuhalten. Das war nicht sehr lustig. Er hätte lieber weiterhin jede Buchstabengestalt einzeln aufgebaut.

Schwerer als Lesen und Schreiben fiel ihm das Rechnen, besonders das Multiplizieren und Dividieren. Er hatte kein rechtes Vertrauen zu diesen Operationen und pflegte lange Zeit statt drei mal drei zu lernen, rasch drei und drei und drei zu zählen, wenn die Reihe an ihn kam.

Gustavs rothaariger Klassennachbar Gottschalk lud ihn in seinen Garten ein. Die Mutter gab den Knaben Schokolade zu trinken. Als sie dann ging, fragte Gottschalk: „War deine Mutter gut zu dir?“

Gustav nickte. Der andere fuhr im leisen Tone fort: „Meine ist sehr streng. Wenn ich nicht versetzt werde, geht sie mit mir zum Teich und hält mich so lange unter Wasser, bis ich ertrinke.“

Bei diesen Worten sah er dem erstaunten Kameraden lauernd ins Auge.

Später gingen sie zum Hafen spazieren. Da sollten eigentlich kleine Jungen nicht allein hin. Aber Gottschalk nahm den andern einfach mit.

Er zeigte ihm das große Chinesenschiff auf der Werft. „Siehst du die gelben Teufel klettern? Die lernen hier bei uns. Später kommen sie dann und zerstören ganz Europa.“ Dabei kniff er ihn in den Arm.

Ein andermal zeigte er ihm im Gartenkies einen Fleck, dem nichts Besonderes anzusehen war. Wenn man aber in einer Nacht, wo kein Mond schien, Zeichen da hineinritzte, kam, so versicherte Gottschalk, der Teufel.

Gustav fürchtete sich vor dem geheimnisvollen Gefährten. Aber es zog ihn immer wieder zu ihm hin.

Dieser Freundschaft machte dann der Vater ein Ende. Eines Abends waren nämlich die beiden nach dem Turnen bei schmutzigem Wetter die Wallanlagen hinuntergerollt, worauf Gustav allein wohl nie gekommen wäre.

Die neue Hausdame, Fräulein Brömel, schlug die Hände überm Kopf zusammen, daß die Ärmel von ihren roten Pulswärmern abrutschten, als sie Gustavs Anzug besah. Das konnte sie nicht zulassen. Sie sagte es dem Vater.

Der nahm den Sünder vor und fragte ihn aus. Gustav weinte. „Ein Junge hat nicht zu weinen“, sagte der Papa und legte ihn übers Knie. Es war das erste und einzige Mal, daß er seinen Gustav prügelte. Er machte es auch gar nicht gut, erhitzte sich und hörte stöhnend auf. Eigentlich tat er dem Knaben leid. Er hätte ihn am liebsten geküßt, den armen Papa, der Ärger mit seinem Kinde hatte. Aber dazu war er zu schüchtern.

Als Gustav neun Jahre alt war, siedelte Herr Behrendt mit seinen beiden Söhnen in die Hauptstadt über.

Sie zogen in eine der vielen geraden Straßen, die nichts als die Querstraßen ihrer Querstraßen sind. Das Haus hatte in allen vier Stockwerken vier Fenster nach der Straße. Den beiden mittleren Fenstern war immer ein kleiner Balkon vorgeklebt, der von einem Genius aus Stuck getragen wurde. Im ersten und dritten Stock war dieser Genius männlichen Geschlechtes, im zweiten und vierten war er mit den Merkmalen der Weiblichkeit ausgestattet. Behrendts bewohnten das zweite Stockwerk.

Wenn Gustav morgens aus dem Fenster des Eßzimmers nach dem Wetter sah, fiel sein Blick zunächst auf das Wort Passementerie, das mit großen schwarzen Lettern am Laden gegenüber angemalt war. Eines Morgens war es nicht mehr da. Und ein paar Tage lang gab es da nur ein großes schwarzes Fenster.

Dann sah er einmal ein paar Männer mit Möbeln im Hausflur und an der Ladentür. Sie trugen einen mächtigen Diwan hinein und ein Klavier. Dabei standen Frauen mit einem Waschkorb voll bunter Lappen.

Abends aber bemerkte er drüben eine rote Lampe hinter einer seidenglänzenden Gardine und hörte Tanzmusik.

Das interessierte ihn alles sehr, zumal er es nur vom Eßzimmer oder auf der Straße beobachten konnte, da das Zimmer der beiden Brüder nach dem Hof zu lag.

Am nächsten Mittag ging er hinüber und sah hinter halb zurückgeschlagenen Gardinen eine Dame in weißer Seide sitzen und häkeln. Sie sah ihn mit Augen an, in denen nichts Weißes war und die im Kopf staken wie Rosinen im Kuchen.

Gustav zog sich vor diesem Blick mit Angst zurück und kam dabei an den Hausflur. Da bemerkte er eine zweite Tür, die vom Gang aus in den Laden führte. Darin stand eine große Dame mit einer dicken blonden Haarkrone in schwarzseidnem Kleid.

Sie lächelte freundlich und sagte: „Guten Morgen, Krauskopf.“

Gustav kam näher, die Schulmappe im Arm, und zog artig die Mütze ab.

„So ein Krauskopf“, sagte die Dame und fuhr ihm mit ihren wachsweißen warmen Händen durchs Haar. „Magst du eine süße Makrone, Kleiner?“

Ach nein, er mußte doch nach Hause zum Essen.

Die Dame lächelte, bekam zwei Grübchen und sah nun aus wie das glänzende Bild auf Fräulein Brömels Handschuhkasten. „Na, da komm mal nachmittags rüber.“

Nachmittags war der Bruder in der Schule, der Vater im Kontor, Fräulein Brömel machte Besorgungen. Es war ganz still im Hause. Er ging aus dem Zimmer. Die Dielen knarrten vorwurfsvoll. Er kam gut auf die Treppe, auf die Straße. Er hatte eine dünne Sommerbluse an. Morgens hatte die Sonne so warm geschienen. Aber nun war es feucht und neblig. Ihn fror. Drüben die Haustür stand wartend offen.

Bis zu diesem Moment war er wie im Traum gegangen, gezogen von einer fremden Macht. Nun reichte die nicht mehr aus. Er blieb stehen. Ihm fiel ein, daß der Vater auf der Fahrt nach Berlin gesagt hatte: „In der großen Stadt gibt es viel schlechte fremde Menschen, die kleine Jungen anlocken, um ihnen Böses zu tun. Da muß man sich hübsch in acht nehmen.“ Unter diesen fremden Menschen hatte er sich immer Männer vorgestellt mit schmutzig-grauen Bärten und stechenden Augen, die einen festnageln am Platz, daß man sich nicht rühren kann. Die gute dicke Dame drüben, war das ein böser Mensch?

Es fing an zu regnen. Wind und Wasser verschleierten die offene Tür. Gustav schlich in sein Haus und Zimmer zurück.

Aber abends lockten wieder Licht und Musik. Und am nächsten Nachmittag kam er dann wie von ungefähr an der fremden Tür vorbei. Er wollte nur so entlangstreifen an dem Wunderort. Aber als er in die Haustür sah, stand da die große Dame in schwarzer Seide und winkte.

Er mußte näher. Sie nahm ihn an ihr knisterndes Kleid, hob ihn hoch, küßte ihn und schleppte ihn dann wie ein Bündel vor ihrem Schoß her in das Zimmer. Sein Kopf hing herab. Ihre Seidenschürze kitzelte seine Lippen.

Warmer Dunst war im Raum und ein rötliches Halbdunkel. Und in der Ofenecke saß die Dame in Weiß. Der wurde er mitten auf den Schoß gesetzt. Da saß es sich wie auf lauter Federbetten. – Er hatte immer gewünscht, sich auf die Bettdecken setzen zu dürfen, die abends die

Mädchen zurechtschüttelten und beklatschten, daß es Berge und Schlünde von schwellendem Leinen gab. –

„Ist er nicht süß“, sagte die Dame in Schwarz und beugte sich über ihn, „so ein brauner Hals.“

Beide Damen küßten ihn, die eine auf die Wange, die andre auf den Nacken. Dabei rochen sie so stark wie eingekampfte Möbel, daß es ihm den Atem benahm.

„Bist du überall so braun, mein Goldjunge?“ fragte die Dame in Schwarz und hob ihn in die Höhe, so hoch, daß er mit Schrecken und Staunen zwei weiße sinkende und steigende Riesenkugeln unter sich rollen sah. „Bist du wirklich ganz braun?“

Weil sie es nun nicht glauben wollte, daß er ganz braun war, zog er den einen Strumpf vom Knie und zeigte sein bloßes Bein.

Da lachten beide Damen furchtbar laut, legten ihn auf das Sofa und zogen ihm auch den andern Strumpf ab. Jetzt hätte er lieber fortgewollt. Kitzeln vertrug er nicht.

Da fuhr aus der Ecke eine Katze und hinterdrein ein kleines Mädchen.

„Hetty, Hetty, sieh dir mal das Brüderchen an“, riefen die Damen.

Mit einem Satz war die Kleine auf dem Sofa und hockte auf Gustav. Sie betastete und beschnupperte ihn, kam mit den Augen so nahe heran, daß er nur noch ein Auge sah, bog den Kopf, um ihn mit ihren dicken schwarzen Locken zu streicheln. Er rührte sich nicht. Das war ein ganz neues Glück. Sie fand gar kein Ende, ihn zu befühlen und zu besehen wie ein Spielzeug. Zuletzt fing sie an, ihn zu kneifen.

Aber die Tür ging auf, ein Zugwind fuhr herein, und ein alter Herr kam gegangen. Ängstlich sah der Knabe auf. Der Alte hatte einen grauen Bart und Augen, scharf wie Nadeln.

„Was ist denn das“, fragte der Herr und zeigte auf den Knaben, „gehört das auch zum Inventar?“

Aber ehe seine runzeligen Hände zugreifen konnten, hob die schwarze Dame das Kind auf und nahm es in die Ecke. Der Alte redete mit Hetty, die brav vor ihm knickste.

Dem Gustav zog die gute Dame geschwind die Strümpfe hoch, rückte ihm den Matrosenkragen und Schlips wieder zurecht und umarmte ihn mit Tränen im Auge. „Ach mein süßer Junge, lauf heim zu deiner Mama. Ich sollte auch mal so einen kleinen Jungen bekommen,

aber der wurde nicht ganz fertig.“ Und dann schob sie ihn gelinde in den Hausflur hinaus.

Draußen war ihm eiskalt im Rücken und glutheiß in den Fingerspitzen und Schläfen. Er lief rasch nach Hause und in sein Zimmer. Der Bruder war noch nicht da. Niemand hatte gemerkt, daß er fort gewesen war.

In dieser Nacht hatte Gustav einen Traum, der ihm unvergeßlich blieb:

Er befand sich in einem großen gelben Saal. Drüben im Dämmer neben der Tapetentür standen der Riese und die Riesentochter. Wie waren sie nur durch die kleine Tür hereingekommen? Als er dies dachte, sah ihm die Riesentochter so scharf auf die Brust, daß es ihm ins Herz schnitt. Indem er nun auf sein Herz hinuntersehen wollte, verwandelte sich die Welt in ein großes Gartenlokal auf einer Halde, die zu einem See abfiel.

Alle Menschen waren da, saßen an rotgedeckten Tischen, aßen rohen Schinken und lachten. Sie merkten gar nicht, daß der dünne Sandboden unter ihnen auf Rollen lag. Gustav saß auf einer Rasenschwelle. Als er sich bückte, fand er einen Papierstreifen von der Art der Zettel, die in Knallbonbons stecken, mit einem Sprüchlein bedruckt. Auf dem Papier stand zu lesen, daß gleich die Welt untergehen würde.

Als bald begann ein großes Rollen: der ganze Menschengarten glitt hinunter zu einem schwarzen Schlunde. Und Gustav wußte, daß es der Rachen der Riesentochter war, in den nun alles hineinfuhr. Die anderen Menschen merkten es erst ganz zuletzt und schrien, als es schon heiß und dunkel war umher.

Dann freilich wurden die feindlichen Wölbungen rings zu dem friedlichen Torbogen der Gymnasiumtreppe, unter dem die Pedellfrau saß und Schmalzkuchen verkaufte wie gewöhnlich. Und die da saß, war wieder die Riesentochter. Oder war es die schwarze Dame? Oder – die Mutter?

Das Gymnasium lag in der Vorstadt, und ringsherum war noch wild bewachsenes, beschüttetes oder kahles Gelände. Durch dieses Chaos ging Gustav gern mit dem kleinen Heinz Wohlgemuth.

Heinz kannte alles beim Namen, was im Gras und Sand, am Graben und im Gebüsch wuchs und wucherte. Er führte den Freund an einen kleinen Sumpf und fing ihm seltsame Wasserkäfer. Er zeigte ihm den Sauerampfer und lehrte ihn aus dem Stiel der Pflanze den herben, spärlichen Saft saugen. Er war immer geschäftig, und wenn er nicht in das Feld-Allerlei faßte, so glitten seine Blicke streichelnd darüber hin.

Dann nahm Gustav seine Hand und sah von der Seite den zierlichen Freund an. Da, wo der schmale Hals aus dem breiten Kragen wuchs, hätte er ihn gern geküßt, aber das ging wohl nicht an.

Sie besuchten sich auch in ihren Stuben, aber da hatten sie nicht viel voneinander. In Gustavs Zimmer war der Bruder Rudolf dabei, der den guten Heinz einschüchterte. Und als Gustav bei Heinz zu Besuch war, bekam er eine unerklärliche Furcht vor der Mutter des Freundes. Das war eine sehr freundliche Dame. Aber als Predigerswitwe ging sie immer in Schwarz und hatte feierliche Bewegungen. Auch sah sie einen oft mit feuchten Augen an und sagte: „Bei euch Kindern kann man bis auf den Grund der Seele schauen.“

Und als Gustav bei ihr zu Tische saß und seine Beine von dem hohen altdeutschen Stuhl ins Leere baumelten, las er im Aufblicken schwarze und goldene Bibelsprüche an der Wand. Die mahnten, warneten und segneten von allen Seiten.

Als die Suppe aufgetragen wurde, sagte Frau Wohlgemuth zu ihrem Sohn: „Heinrich, bete!“ Heinz stand auf, faltete die Hände, sah der Mutter in die Augen, als wäre sie das Götterbild, und sprach:

„Komm, Herr Jesu, sei unser Gast

Und segne, was du bescheret hast.“

Gustav hielt seine Hände krampfhaft gefaltet überm Tisch, traute sich nicht, sie auf der Tischplatte ruhen zu lassen, und ihm war bang, am Ende käme einer herein, ein Gott, und legte seine Hand an Speise und Trank.

Die Freunde waren erst wieder glücklich, als die Mutter sie in den Garten spielen schickte. Da draußen freuten sich die beiden an der Sonne, die ihre emporgehobnen Finger rötlich umrandete, und Gustav liebte seinen schmalen blonden Heinz mehr als je.

Und gerade an diesem Tage tat ihm der Freund ein Leid an, das er nicht vergessen konnte. Heinz hielt in der Hand ein frisches, liches Schnupftuch. Und als sie sich unter einen Baum legten, breitete er es auf dem Moose in der Sonne aus. Davon bekam das blanke Leinen einen wunderbaren Duft. Er beroch es mit Genuß und gab es dann dem Freunde zu riechen.

Und mit stockender Stimme bat Gustav: „Schenk mir dein Tüchlein.“

Der Freund sah ihn erstaunt an und erwiderte leise: „Die Mutter würde es nicht erlauben. Es darf nichts von unserer Wäsche verlongehen.“

Diese Enttäuschung vermochte jedoch Gustavs Liebe nicht abzuschwächen. Sie wurde schwärmerisch. Er hätte sich gern für den Freund aufgeopfert, Gefahr oder Unrecht für ihn erlitten, seine Feinde verprügelt. Er war ziemlich kräftig und der Freund so zart.

Heinz war fromm und las gern in einer großen Bilderbibel das Leben des Heilands, den er sehr liebte. Gustav mußte mitlieben, vertiefte sich in die heiligen Bilder, Geschichten und Sprüche, und bald liebte er mehr als der andre.

Das Wort „Folge mir nach“ drang tief in sein Herz. Ja, er wollte alles wegwerfen, die Matrosenzüge, die lateinische Grammatik und die abscheuliche Algebra, und im langen, schleppenden Hemde der weißen Spur des Heilands folgen.

Er träumte von dem fernen See Genezareth. Er wartete im Schilf verborgen auf das Boot des Messias. Und lag er nicht in seiner Heimat, dieser See, und die Stätten alle, Bethlehem, Nazareth, Jerusalem?

Er hatte bisher den christlichen Religionsunterricht mitgenommen, ohne daß einer seiner Mitschüler etwas dabei fand.

Da fragte ihn einmal in der Pause der kleine Sello, warum er eigentlich alle Dienstag und Freitag morgen in die Religionsstunde käme, statt auszuschlafen; er an seiner Stelle täte schwänzen, wenn er dürfte.

„Mein Vater hat es erlaubt“, sagte Gustav. Das war richtig. Der aufgeklärte Vater meinte, Lernen könnte nie schaden.

Sello aber fand diese Erklärung komisch, schüttelte den Kopf und ging quer über den Spielplatz zu einer Gruppe Jungen, mit denen er den kuriosen Fall besprach. Die meisten fanden es auch nur komisch.

Einer aber, ein Landwirtssohn namens Märtens – er hieß zum Unterschied von seinem Vetter in der Tertia der dicke Märtens –, entdeckte wohl bei dieser Gelegenheit seine christlich-sozialen Möglichkeiten und sagte: „Es ist einfach eine Frechheit.“

Das machte den andern Eindruck. Ja, es war wirklich eine Frechheit. Und man beschloß, am Nachmittag nach dem Turnen Behrendt zu verprügeln.

In der Riege sprach keiner mit ihm. Das wunderte ihn. Denn er war sonst immer bei den Kameraden beliebt gewesen. Nach der Stunde hatte er mit einigen andern die Geräte beiseite zu schaffen. Der kleine Sello flüsterte ihm zu: „Du, Behrendt, ich tät mich hintenrum drücken. Es kann dir sonst schlecht gehen. Eigentlich ist es eine Feigheit, alle gegen einen.“

Dem Gustav ging ein Schauer durch den Rücken, aber als tapfrer Quintaner zuckte er nur die Schultern. Nachlässig, die Hände in den Hosentaschen, schritt er aus dem Schultor quer über die Allee auf den Feldweg zu.

Man wartete drüben auf den Pyrenäen. So hieß im Gegensatz zu den höheren Alpen auf der andern Seite des kahlen Bauplatzes eine Gruppe Sandhaufen, die in den Kämpfen der Gymnasiasten mit den Gemeindeschülern eine große Rolle spielte.

Gustav sah von weitem die Horde. Mit manchen von ihnen hatte er im friedlichen Turnier gerungen. In den Kämpfen gegen den gemeinsamen Feind stand er oft in ihrer Mitte. Den dicken Märtens hatte er beim letzten Wettringen geworfen. Wollte der eine Revanche? Da stand er heftig gestikulierend und zeigte auf Gustav, der querfeldein kam.

Unterwegs glitten die drei mageren Birken, die mitten im Feld stehen geblieben waren, an ihm vorüber. Dort hatte er manchmal in der Abenddämmerung eine Gestalt im langen Mantel erscheinen und verschwinden sehen. Das war Jesus selbst gewesen.

Gustav sah ihn immer nur von fern an, kam nie näher, damit es nicht nachher doch nur ein gewöhnlicher Mensch wäre.

Jetzt aber sehnte er ihn herbei. Jesus sollte sehen, daß auch er leiden könnte. Er wollte mitten unter die Feinde treten und sich nicht wehren. Er behielt die Hände krampfhaft in den Taschen und stieg auf die Pyrenäen. Die nächsten wichen ihm aus. Märtens aber trat hart an ihn heran und stellte ihn mit kurzen Worten: „Wie kommst du dazu, unsre Religion mitzunehmen? Du bist ein Jude. Wir sind Christen.“

Gustav zog die Augenbrauen in die Höhe und erwiderte leise und etwas belehrend: „Jesus war auch ein Jude.“

„Das ist eine Frechheit“, rief Märtens und schlug ihn mitten ins Gesicht. Gustav behielt die Hände in den Taschen. „Der feige Kerl wehrt sich nicht einmal“, sagte der Dicke und schlug ihn wieder. Die Jungen lachten. Denn es sah sehr komisch aus.

Das war das Furchtbarste, daß es auch komisch war. Gustav sehnte sich, wild zu schlagen, zu ringen, zu raufen. Aber er blieb steif stehen. Da stießen sie ihn von hinten, und er fiel auf die Stirn. Er drehte sich am Boden um und blieb, die Hände immer in den Taschen, liegen.

„Jetzt muß Suse ihn verhauen“, meinte Märtens. Und der schwächliche Sello, der wegen seiner ungewöhnlichen Hasenherzigkeit den Spitznamen Suse führte, wurde auf das Opfer zugestoßen. Er kniete sich auf den Liegenden und kniff ihn ins linke Bein. Als Gustav sich nicht regte, stand er wieder auf und sagte: „Ich glaube, er ist schon ohnmächtig.“

Die Jungen gröhlten im Chor.

Aber der große Werner stieß Suse beiseite, warf sich auf Gustav und umklammerte ihn. „Behrendt“, rief er, „entweder du ringst jetzt mit mir, oder du hast keine Ehre, und nie wieder spreche ich mit dir ein Wort.“

Gustav blieb regungslos in dieser zornigen Umarmung liegen. Die Stärke des Gegners durchdrang ihn beseligend. Er lächelte. Jetzt mußte etwas geschehen, wie Wunder, wie Verklärung.

Aber der andere ließ ihn los, sprang mit einem verächtlichen „Pfu!“ auf und ging davon. Die Jungenherde trottete ihm nach.

Gustav hatte sich aufgesetzt. Er stierte vor sich hin in das kahle Feld mit der kümmerlichen Birkengruppe und auf die nackten Hinterhauswände in der Ferne. Der Riß an seiner Stirne brannte heiß. Der Schmerz saß fest an seinem Fleck, es war nicht mehr das wohltuende, im ganzen Leibe verbreitete Weh von vorher. Dann zog er den Strumpf über das

wunde Knie. Der Strumpf glitt ab. Er zog ihn noch einmal an, und jetzt blieb er so straffgespannt haften, daß die dünnen Maschen platzten: Es gab ein großes Loch. Als er das sah, fing er an zu weinen.

Gott ließ ihn im Alltagselend, mit einem Loch im Strumpf. Hatte er nicht alles umsonst gelitten?

Schwerfällig stand er auf und schritt durch Geröll und schmutzigen Sand in den Nebel.

7

Auf dem roten Plüsch des Schaukelstuhls im Salon der guten Tante Emma saß ein ganz neues Geschöpf.

Es hatte ein Kleid von buntbesticktem Leinen an. Und wenn es schaukelte, tanzten viel blinkende Ketten. Nur ein schmales Perlenband am Halse blieb still. Das war Lisa Petrowna, ein Schwesterkind der Tante. Gustav stand regungslos vor ihr und bewunderte sie.

Er war nun dreizehn Jahre alt, und einige seiner Schulkameraden gingen schon im Zoologischen Garten mit Backfischen spazieren. Von manchen wurde sogar erzählt, daß sie ihre Schönen auf heimliche Wege durch die dunklen Anlagen an den See lockten zu geheimnisvollen Spielen.

Er kam sich immer ein wenig zurückgeblieben vor neben diesen kühneren Tertianern. Und da er sich nicht auf die Konversation mit Mädchen verstand, so wußte er auch jetzt der Lisa, mit der man ihn allein gelassen hatte, nichts zu sagen. Er sah sie immer nur groß an.

Diese Ruhe reizte sie zu wilderem Schaukeln. Sie stieß mit den gelbestickten Schuhen das Fußkissen fort und wippte, so hoch es ging. Ihr Haar wehte dunkel über die Lehne. Die Armspannen klapperten.

„Geht in den Garten, Kinder“, rief aus dem Nebenzimmer die Tante, deren Siesta durch das Rasseln gestört wurde.

Die Lisa sprang auf den Teppich, packte den Jungen vorn an der Krawatte des Matrosenkragens und zog ihn hinaus auf die Veranda und die Stufen hinunter in den Garten. Sie liefen über den knirschenden Kies.

Unterm Apfelbaum blieb sie stehen, schüttelte eine Frucht herunter, biß hinein und reichte sie dann dem Knaben. Er mußte da abbeißen, wo ihre scharfen Zähne sich eingegraben hatten. Und dann kam wieder sie an die Reihe. So wanderte der Apfel von Mund zu Mund. Gustav mußte an Adams Sündenfall denken.

Schließlich warf Lisa den Rest nach ein paar friedlich pickenden Spatzen, nahm den Arm ihres Kavaliers und „promenierte“, wie sie es nannte. Seine schweren schwarzen Schuljungenstiefel trotteten neben den tänzelnden Seidenschuhen.

Aber das war auf die Dauer nicht unterhaltend genug für die Lisa. Sie gähnte und sagte: „Nun bin ich die Zarin und du bist der Zar. Und hinter uns geht der Hofstaat. Aber wir sind lange genug in unsern kaiserlichen Gärten spaziert. Wir wollen uns zurückziehen.“

Und da sie gerade an den leeren Gänsestall kamen, entließ die Zarin mit viel Gebärde den Hof und schlüpfte vor ihrem Zaren durch die Gittertür. Er mußte sich auf einen runden Schemel setzen, das war sein Thron. Und sie setzte sich ihm auf den Schoß.

„Nun sind wir allein“, flüsterte sie, und dann küßte sie ihn so sehr, daß er beinah von Schemel und Thron fiel. Die Ketten klirrten dazu wie fernes Schellengeläut. Und immer silberner wurde das Läuten, je mehr sie ihn küßte. Dazu kam aus dem bunten Leinen der Duft vieler kostbarer Gewänder.

In einer Kußpause gestand Lisa, sie hätte in Rußland „in ihrer Jugend“ einen andern geliebt, aber nun wollte sie ihm treu bleiben. Und weil sie am nächsten Tage abreisen mußte, schnitt sie für ihn eine Locke ab.

Die Locke gedachte er erst irgendwie auf dem Herzen zu tragen. Als sich das aber nicht recht machen ließ, bewahrte er sie in seinem Geldbeutel.

Er mußte nun oft mitten im Spiel, Gespräch oder auf der Schulbank an die ferne Lisa und ihre klirrenden Kettlein denken. Daß die polnischen Edelleute aus dem Tanzschuh ihrer Dame Champagner tranken, erschien ihm mit einemmal begreiflich.

Ein Eiderdaunenkissen, mit blauer Seide bezogen, das der Vater von einer Nordlandreise mitgebracht hatte, lag auf dem Fauteuil im Erker des Eßzimmers. Früher war ihm, wenn er es berührte, das Knistern der

Seide unangenehm gewesen. Jetzt strich er manchmal heimlich mit der Hand darüber. Und am Sonntag morgen legte er seine Lieblingsbücher, Tausendundeine Nacht und die griechischen Sagen, darauf, kniete vorm Fauteuil nieder und las, indem er das geliebte Kissen umarmte.

Die jungen Mädchen, die öfters zu Besuch kamen, um mit Rudolf zu musizieren, fingen an, ihm merkwürdig zu werden. Ob sie wohl den Bruder küßten, wenn sie mit ihm allein waren? Am schönsten mußte es sein, mit vielen zugleich zu kosen. Aber das taten die Mädchen wohl nicht. Sie blieben ja einem treu, wie jetzt ihm die Lisa Petrowna.

8

In der oberen Etage wohnte die Großmutter. Sie hatte immer gute Leckereien für Gustav in dem Mahagonibüfett. Besonders einen blauen Tonkrug voll Ingwer liebte er, zwar weniger, um daraus zu essen, der Ingwer brannte ihm bitter die Kehle, aber er roch so gern daran. Und noch viele Jahre nach dem Tod der Großmutter haftete der Duft dieses Kruges in seinem Gedächtnis.

Unvergeßlich blieben ihm auch die wunderschönen silbergrauen Zöpfe, welche die Großmutter aus einem lackierten Kasten nahm, auf dessen Deckel eine japanische Seeschlacht mit roten Wogen, gelben Booten und vielfarbigen Kriegeren abgebildet war.

Diese Zöpfe setzte sie sorgsam vor einem großen dreiteiligen Spiegel auf. Und Gustav ging dann um den Spiegel herum, besah die vielen Großmütter, die im Glase auftauchten, und auf den Rückflächen Marabus und Pfauen, die in dem dunkelglänzenden Lack ihre Hälse schimmernd streckten, ihr Rad schillernd schlugen.

Er liebte den indischen Schal, den die Großmutter abends trug und der immer neue Figuren zeigte, wenn man an ihm zupfte. Er liebte die Abendessen bei ihr, wo es ganz anderen Aufschnitt gab als zu Hause, und bei den sonntäglichen Mittagsmahlzeiten die schweren würdigen Mehlspeisen, die in altfrommer Weise zubereitet waren. Denn die Großmutter war strenggläubig, sie besuchte die alte Synagoge und